

Ein Wendepunkt in der Kulturentwicklung Indiens.

(Aus einem Brief des hochwürdigsten Herrn Heinrich Doering, Bischofs von Poona, Vorderindien.)

Sie haben mich um einige aufklärende Worte gebeten über die Lage in Indien, wie sie sich zu Anfang des Weltkrieges darstellte. Auch für Indien, meinen Sie, werde der jetzt tobende Krieg einen Wendepunkt in seiner geschichtlichen Entwicklung bedeuten sowie eine Katastrophe in der Entwicklung des Missionswerkes, und es müsse für weite Kreise von Interesse sein, ein möglichst klares Bild von der Lage zu haben, wie wir sie bei Beginn des Krieges in Indien vorfanden. Ein zwanzigjähriger Aufenthalt und ein naher Verkehr mit den verschiedensten Klassen der dortigen Bevölkerung, meinen Sie weiter, gebe mir Berechtigung, mich über die Lage in Indien zu äußern.

1. Öfter vielleicht denn je hat man in Deutschland im Verlauf des Weltkrieges von Indien gesprochen und geschrieben. Wieder und wieder hörten und lasen wir von Unruhen, die dort ausgebrochen seien; immer wieder brachten die Tagesblätter Nachrichten, der Gedanke des Heiligen Krieges habe in der mohammedanischen Bevölkerung gezündet, Millionen von Muselmännern ständen bereit oder hätten schon begonnen, das Joch der englischen Herrschaft und Oberherrschaft abzuschütteln, oder Jungindiens Hinduwelt, die schon so lange unter dem englischen Druck geknirscht, sei bereit, sich zu erheben und für sva-raj, d. i. für volle Unabhängigkeit von England, alles einzusetzen.

Daß Gärungen politischer Art schon seit Jahren in Indien bestanden, läßt sich nicht leugnen. Man brauchte nur in nähere Beziehungen zu den gebildeten Klassen der eingebornen Bevölkerung zu kommen, um dieses klar zu erkennen; man brauchte nur eines der in der Landessprache herausgegebenen Tagesblätter der nationalistisch gesinnten Brahmanen zu lesen, nur den Verhandlungen in den legislative councils, den zentralen und provinziellen gesetzgeberischen Körperschaften zu folgen, um sich klar zu werden, daß in den mehr oder weniger gebildeten Kreisen vielerorts

Abneigung gegen die englische Herrschaft und eine große Unzufriedenheit mit der englischen Regierung bestanden.

Es herrschte mehr Mißstimmung bei den Hindus als bei den Mohammedanern. Denn bei den Hindus waren das Nationalbewußtsein und der Nationalstolz viel stärker entwickelt, und diese wurden genährt durch die jährlich wiederkehrenden Tagungen des 1885 ins Leben getretenen Nationalkongresses sowie durch eine einflußreiche Tagespresse. Die Brahmanen — und dieser Kaste gehören fast alle gebildeten Stände an — konnten zudem in ihrem Kastenstolz es nicht überwinden, daß sie aus ihrer herrschenden Stellung herausgedrängt worden waren. Ehedem hatten sie in manchem indischen Königreich die Zügel der Regierung in der Hand gehabt. Im größten Mahrattenreich, das sich über ganz Mittelindien ausdehnte, waren sie die allmächtigen Poschwas, die Reichsminister gewesen, die die Geschäfte des Landes nach ihrem Willen und zu ihrem Vorteil leiteten. Auch die Könige standen, weil meist der Kschatriya- oder der Schudrakaste angehörend, unter ihnen, den allgewaltigen „Göttersöhnen“.

Dieses alles hatte sich geändert, als ein Reich nach dem andern unter die englische Herrschaft fiel. Jetzt wurden die einflußreichen Stellen in der Regierung und Verwaltung des Landes mit englischen Beamten besetzt, nur ein kleiner Prozentsatz von höheren Ämtern wurde an Eingeborne verliehen. Obwohl die Brahmanen sich die englische Schulbildung errangen, fanden die wenigsten eine Regierungsanstellung, die ihren Wünschen entsprach. Auch in die gesetzgeberischen Körperschaften, die dem Vizekönig und den Gouverneuren der Präsidenschaften zur Seite stehen, konnte nur eine Minorität von Eingebornen Eingang gewinnen: es war regierungsseitig festgesetzt, daß die Majorität der Mitglieder Engländer sein mußten.

Manches auch geschah von seiten der Regierung und der Beamten, das den Nationalstolz verwunden mußte. Das Auftreten der Beamten und ihre Maßnahmen waren nicht selten schroff, und jeder Fall wurde von den Tagesblättern registriert und ausgenutzt. Entgleisungen schlimmerer Art wiederholten sich besonders unter der Regierung des Lord Curzon, eines der talentvollsten Vizekönige, und noch späterhin. Ich erinnere nur an die unangenehmen Wahrheiten, die Lord Curzon den Hindus in Calcutta vorhielt, als er sie ein Volk von Lügneren nannte, an die Teilung der Provinz Bengalen in zwei Provinzen, an die Annexion der fruchtbaren Provinz Berar, die zum Reich des Königs von Hyderabad gehörte, an die Behandlung der nach Afrika ausgewanderten Inder durch die Regierung

der südafrikanischen Union. All dieses war Zündstoff, der die Abneigung gegen England mächtig entflammen machte.

Der Ruf „Indien für die Inder“, der von dem liberalen Vizekönig, dem Marquis of Ripon, ausgegeben war, wurde lauter und lauter — Sva-desch, sva-raj — Selbständigkeit, Unabhängigkeit, schallte es durch ganz Bengalen, durch das Punjab und über die Hochebene des Dekkan.

Allerdings in die weiteren Volksschichten waren die Unzufriedenheit mit der bestehenden Regierung und die Selbständigkeitsgelüste kaum tief eingedrungen. Das Volk sah klar genug, daß ein Wechsel in der Herrschaft mehr Steuern und weniger Schutz gegen die Korruption und gegen die Vergewaltigungen von seiten der Mächtigen, der Wucherer und Geldverleiher bedeuten würde.

Der Ruf „Indien für die Inder“ wollte indes von den Mißvergnügten in die Tat umgesetzt werden. Als Mittel hierzu dachten sich manche der Jungindier einen revolutionären Aufstand, wie er im Jahre 1857 die englische Herrschaft ernsthaft bedroht hatte. Man schloß sich, besonders in Calcutta, in Lahore und Poona zu Geheimbünden zusammen; man ging zu Attentaten auf Regierungsbeamte über, man hezte und schürte in den Zeitungen mit wilden Worten, die nicht mißverstanden werden konnten. Die englische Regierung, besonders seitdem die liberale Partei wieder zur Leitung der politischen Geschäfte des britischen Weltreiches gelangt war, suchte weniger durch gewalttätige Unterdrückung der revolutionären Partei, als durch Nachgiebigkeit und teilweise Bewilligung der Forderungen Herr der Lage zu werden und eine Katastrophe zu vermeiden. Diese Politik hatte Erfolg. Die Extremen verloren mehr und mehr an Einfluß. Verbrecherische Gewaltakte kamen allerdings vor, aber mehr und mehr gewann eine gemäßigte Richtung unter den gebildeten Jungindern an Bedeutung und Ausdehnung. Was der Extremismus auf dem Wege der Empörung und der Gewalt anstrebte, suchte diese Partei nach und nach auf legalem Weg, wenigstens zum Teil, zu erreichen. Die Gemäßigten sahen wohl ein, daß man zum Aufstand mehr brauche als Bomben — und moderne Waffen hat der Eingeborne nicht; Gewehre und Revolver dürfen nur an Europäer verkauft werden. Sie wußten, daß ein Drittel der indischen Armee aus englischen Truppen besteht, in deren Händen die Festungen, die Artillerie und die Munitionsarsenale sind. Es war ihnen klar, daß es unendlich schwer, wenn nicht unmöglich ist, zu einer gewaltsamen Erhebung gegen die bestehende Regierung Volk und Gebildete, entgegengesetzte

und feindliche Elemente wie Mohammedaner und Hindus, zu einen; auch verstanden sie, daß Selbstregierung noch nicht möglich, daher nicht begehrenswert sei, daß aber ein größeres Maß von Einfluß auf die Verwaltung, eine größere Beteiligung an der lokalen, provinzialen und zentralen Regierung gerade unter der Herrschaft der liberalen Partei in England gewonnen werden könne, und daß sich Indien allmählich zu der Stellung eines selbständigen Staatswesens, wie Australien und Kanada, unter Englands Oberherrschaft emporzuarbeiten vermöge.

Das war der Stand der Dinge im indischen Reich unmittelbar vor dem Beginne des Weltkrieges. Aus den spärlichen Nachrichten, die von Indien zu uns dringen, und die fast alle über ein revolutionäres Nachrichten-Bureau in San Francisco hierhin gelangen, kann man kaum entnehmen, ob sich die Lage bis jetzt merklich geändert hat. Wird die gemäßigtere Richtung die Oberhand behalten, oder werden die Extremen unter dem Einfluß der Kriegsergebnisse wieder mächtig werden? Haben wir mit einer Invasion von Nordwesten, von Afghanistan her zu rechnen? Was wird aus dem großen Reich werden, wenn es wirklich zu einer blutigen Revolution käme? Wird dann vielleicht Japan seine Stunde gekommen glauben? Wer kann es sagen?

2. Nach China ist Indien mit seinen 320 Millionen das größte Missionsgebiet der Welt, zählt es doch mehr als doppelt so viele Heiden als ganz Afrika. Schon früh hat die katholische Missionsstätigkeit in Indien eingesetzt. Indien rühmt sich mit Recht, den heiligen Apostel Thomas als seinen ersten Glaubensboten verehren zu dürfen. Den Spuren der syrischen Kaufleute folgend, scheint der Apostel im äußersten Norden sowohl wie im südlichen Teil der Halbinsel gearbeitet zu haben. Mehr als einmal setzten später starke Kräfte zur Christianisierung der indischen Völkerschaften ein; aber immer wieder kamen furchtbare Katastrophen, die von der Arbeit ganzer Jahrhunderte nur Ruinen übrig ließen. Die letzte war die Aufhebung der Gesellschaft Jesu (1773), durch die plötzlich die Herden ihrer Hirten beraubt und die herrlich sich entwickelnden Gründungen der alten Jesuitenmissionäre fast ganz zerstört wurden. Die wenigen eingebornen Priester, die zurückblieben, konnten das Bestehende nicht retten, viel weniger noch das Missionswerk ausdehnen. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde zwar mit stärkerer Kraftaufwendung die Arbeit wieder aufgegriffen. Doch hatten die von Rom aus gesandten Apostolischen Vikare und ihre Missionäre jahrzehntelang mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, da die Priester

von Goa sie als Eindringlinge in ihre Missionsrechte ansahen. Konkordate mit der portugiesischen Regierung hatten nicht den gewünschten Erfolg, bis endlich im Jahre 1886 ein neues Konkordat und die Einrichtung der Hierarchie Ruhe und Ordnung und damit die Grundlagen einer segensvollen Weiterentwicklung festlegten.

Die Apostolischen Vikare erkannten von Anfang an, was am meisten not tat. Es waren Schulen, auch höhere Schulen, für die Ausbildung der schon vorhandenen Christen. Diese durften nicht ferner darauf angewiesen bleiben, ihre Erziehung in den Schulen der anglikanischen und amerikanischen Protestanten zu suchen. Zugleich war die Schule das einzige Mittel, der katholischen Kirche in den Augen des Volkes wie in den Augen der protestantischen Regierung Ansehen und Einfluß zu geben; die Schule war auch der einzige Weg, um mit den höheren Klassen der Heidenbevölkerung in Verbindung zu kommen und erziehend auf sie einzuwirken. Allen voran gingen auf diesem Wege die französischen, belgischen, deutschen und italienischen Jesuiten, die in Trichinopoly, Calcutta, Bombay und Mangalore große Schulen für den höheren Unterricht und als Weiterentwicklung dieser Schulen Universitätskollegien eröffneten. Diese Universitätskollegien waren nicht vollständige Universitäten, sondern nach Art der englischen Universitätskollegien Anstalten, in denen die Schüler in Literatur, Philosophie und Geschichte, in der Mathematik, Physik und Chemie sich ausbildeten und bis zum höchsten akademischen Grade, dem M. A. (magister artium), aufsteigen konnten.

Durch die Betonung und den Ausbau des Schulwesens, des niederen wie des höheren, wurden naturgemäß die Hauptkräfte der Mission voll in Anspruch genommen, so daß das unmittelbare Befehrungswerk an der heidnischen Bevölkerung zeitweilig in den Hintergrund treten mußte. Das konnte nicht vermieden werden, weil die verfügbaren Kräfte nicht im Verhältnis standen zu der Arbeit, die zu leisten war. Sobald man aber mehr Missionäre zur Stelle hatte, warf man sich mit Ernst und Nachdruck auf die direkte Heidenbefehrung. Besonders auch seitdem durch das Konkordat von 1886 die Lage der Missionen besser geordnet und die Hierarchie eingerichtet war, wandte man sich mehr und mehr ihr zu.

Die Missionsarbeit hat ihre großen Schwierigkeiten, vielleicht die größten unter Völkern, die schon einen gewissen Kulturgrad erreicht haben. Ohne Zweifel bedeutet das in ganz Indien unter den Hindus herrschende Kastensystem ein Hindernis ganz besonderer Art, wie man ein solches in

keinem andern Missionsgebiet findet. Auf das Nähere will ich nicht eingehen, nur soviel sei gesagt, daß die Kastenabsonderung mit der Religion verkettet und verknüpft ist, und daß ein Wechsel in der Religion, die Annahme der katholischen Religion, den Ausschluß aus der Kaste und damit soziale Folgen der einschneidendsten Art mit sich bringt. Ein anderes Hindernis bildet in Indien wie überall die geringe Zahl der Missionäre. Die Kräfte, die die verschiedenen Orden und Kongregationen zur Verfügung stellen können, genügen bei weitem nicht, um die Missionsarbeit auszu dehnen, wie man möchte. Da kann es nicht helfen, von einem Monopol einzelner Orden zu reden und zu bedauern, daß damit nicht gebrochen werde. Mancher Bischof würde die Verpflanzung einer andern Kongregation oder eines andern Ordens in ein schon von einem Orden besetztes Missionsgebiet mit Freuden begrüßen, wenn er nur bei einer Kongregation Gehör fände. Das einzige, was helfen kann, ist die Ausbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus, der mehr denn bisher sich auch in die Arbeit der Heidenbekehrung teilt.

Mit offenem Auge ist man in Indien an alle Schwierigkeiten herangetreten. Man hat die Kastenfrage bei der Missionierung berücksichtigt; man zwingt die Neuchristen nicht, mit den Kastengebräuchen und Kastenvorschriften, soweit sie keine religiöse Bedeutung haben, zu brechen; man sucht sowohl unter den Varias wie unter den Kastenangehörigen Bekehrungen zu erzielen. Auch die Erziehung und Heranbildung eines zahlreichen einheimischen Klerus hat man in Angriff genommen, obwohl man weiß, daß Enttäuschungen aller Art bevorstehen. Verschiedene Diözesen haben ihre Knabenseminare; andere haben sich mit den Diözesen ihrer Kirchenprovinz zusammengetan, um in einem Generalseminar ihre Kandidaten zu erziehen; allen Diözesen steht wenigstens für einige ihrer Priesteramtskandidaten das von Leo XIII. gegründete päpstliche Seminar in Kandy auf der Insel Ceylon offen, das von Jesuiten der belgischen Ordensprovinz geleitet wird.

Die mit Einsicht und Kraft betriebene Missionsarbeit konnte nicht ohne Erfolge bleiben. Allerdings traten sie nicht auffällig hervor, weil im allgemeinen keine Massenbekehrungen erzielt wurden; aber stetig ging die Christianisierung voran. Unter den Varias und den kastenlosen Ureinwohnern war die Zahl der vom Heidentum Bekehrten größer, aber auch unter den Angehörigen höherer Kasten kamen Bekehrungen vor. Die Aussichten auf Bekehrungen in den höheren Kasten mehrten sich in den letzten

Jahrzehnten an verschiedenen Orten, so in Madura und im südlichen Teil der Diözese Poona.

Sicher sproßte und knospte und blühte es überall, und mit großen Hoffnungen konnten die Missionäre in die Zukunft schauen. Nun tobt der Weltkrieg, und er bedeutet eine wirkliche Katastrophe für die indische Mission.

Der Krieg mit seinem Haß und dem entsetzlichen Blutvergießen hat dem Christentum ein gutes Stück von seiner Stoßkraft geraubt, er hat besonders bei den Indern die Autorität des europäischen Missionärs in Frage gestellt; er hat die ohnehin schon kleine Zahl von Arbeitern noch verringert. Aus jeder der zwölf von französischen Missionären besorgten Diözesen sind eine Anzahl junger kräftiger Priester unter die Waffen gerufen, der Nachwuchs aus den heimatischen Missionsanstalten ist für Dutzenden geschwächt; ganze Missionsgebiete, wie Bettiah und Assam, Bombay und Poona sind aller oder der meisten ihrer Missionäre, weil sie deutscher oder österreichischer Abstammung sind, beraubt. Andere Diözesen, wie Madras, Calcutta, Trichinopoly, in denen mehrere deutsche Missionäre wirkten, haben diese durch die Repatriationsverordnung verloren.

Was wird nun nach dem Kriege werden? Fragen werfen sich da auf, deren Beantwortung noch nicht möglich ist. Wie wird sich die Hindu-Bevölkerung nach dem Kriege dem Christentum gegenüber verhalten? Werden, wenn England seine Stellung in Indien behauptet, der katholischen Kirche ihre berechtigten Ansprüche auf die Besetzung der Bischofsstühle gewahrt bleiben? Werden die vertriebenen Missionäre wieder auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren können? Wie soll der durch den Krieg entstandene Mangel an Missionären behoben werden, damit einerseits wieder aufgebaut werde, was der Krieg zerstört hat, und andererseits eine weitere Fortentwicklung der Evangelisation gefördert werde?

Eins bleibt gewiß: Auf Gottes weise und mächtige Vorsehung dürfen wir bauen.

Ein anderer Gedanke drängt sich unabweisbar auf: Mehr noch als bisher muß die Heranbildung eines ortsständigen Klerus nach dem Kriege gefördert werden. Das Wort, das Papst Leo XIII. sprach: *Filii tui, India, tibi administri salutis*, muß noch mehr beherzigt werden. . . .

Heinrich Doering S. J., Bischof von Poona.